

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 5 (1915)
Heft: 23

Rubrik: Filmbeschreibungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Filmbeschreibungen.

(Ohne Verantwortlichkeit der Redaktion.)



Der nächtliche Todeschrei.

(Monopolfilm von Karg, Luzern.)

Baronin Fulvia von Hallenstein lebt mit ihrem Gatten in unglücklichster Ehe. Ihre Eltern hatten aus rein geschäftlichen Interessen das junge Menschenleben ihrer Tochter an einen ungeliebten Mann gefettet, der brutal in seiner Natur, nur seinen eigenen selbstsüchtigen Ideen nachstrebe. Er ist reich und in sehr geachteter gesellschaftlicher Stellung. Lucian Dangler, der Jugendgespieler Fulvias, verkehrt im Hause Hallenstein und ist dort ein sehr gern gesehener Guest. Hallenstein hat den eleganten Lucian gern, umso mehr er ein tadelloser Gesellschafter ist. Mit Fulvias Verheiratung ist aber die Liebe zwischen Lucian und Fulvia keineswegs erloschen, ja mit unverminderter Leidenschaft liebt die schöne Baronin Fulvio den stattlichen, schönen Mann. Da eines Tages erhält Lucian Dangler von einem alten Schulfreund, der seit vielen Jahren in Texas lebt, einen Brief, worin ihm dieser mitteilt, daß er ihm seine Tochter Maria zur Erziehung nach Europa senden würde, und während der Frist, die seine Tochter in Europa verbringt, unter seiner Vormundschaft stehen soll. Beslistigt zeigt er seiner alten Haushälterin Katharina den Brief. Ein stolzes Bewußtsein überkommt ihn, jetzt gewissermaßen Vaterstelle an einem Kind zu vertreten. „Katharina, stell dir bloß vor, ich soll Vormund eines kleinen Mädchens werden, das mir mein Freund aus Amerika zuschickt; jetzt haben wir beide eine große Aufgabe und können unsere Erziehungskünste zeigen.“ Die Vorbereitung für die Ankunft des kleinen Mädchens nimmt Lucians ganze Zeit in Anspruch. Man besorgt ein kleines Kinderbettchen, Spielsachen, und richtet ein niedliches Zimmer ein, wo das kleine Mädchen fortan wohnen soll. Selbst Fulvia interessiert sich für das kleine Mündel ihres Freunden. Eines Tages kommt auch wirklich Maria an. Dangler ist ganz erstaunt, anstatt eines kleinen Mädchens von 6 Jahren ein allerliebstes Fräulein von 18 Jahren vor sich zu sehen. Er kommt aus dem Staunen gar nicht heraus und gewandt wird Maria sofort Herrin der Situation und lacht aus vollem Herzen. „Gewiß, Herr Dangler, ich bin die kleine Maria Anna aus Texas, aber ich bin jetzt so furchtbar müde und möchte schlafen gehen.“ Dangler weiß sich keinen Rat, auf solch „hohen“ Besuch ist er gar nicht einggerichtet. Er überlegt, daß doch Maria nicht in einem Kinderbettchen schlafen könne und sie noch mehr lachen würde, wenn sie die schönen Puppen und Pferdchen sieht, die man ihr ins Zimmer gestellt hat. Trotz alldem läßt sich Maria es nicht nehmen, ihr Zimmer zu beziehen. Tage vergehen und Lucian hat sich die Frage vorgelegt, was er aus diesem kleinen Wildfang wohl machen könne. Ihr ist kein Baum zu hoch, kein Pferd ist ihr wild genug, und eines Tages, als er gerade bei der Arbeit sitzt, hört er schreien, vor seinem Fenster fallen Apfelsinen herab, die Maria in ihrem Nebermut von ihrem Zimmer aus von Baume ge-

schossen hatte. Darüber große Aufregung bei Dangler, der sich einer stillen Bewunderung Marias nicht erwehren kann. Lucian will, nachdem sich Maria ein wenig in sein Haus eingelebt hat, einen Tee geben, um sie in die Gesellschaft einzuführen. Horst von Bergen, ein junger Patriarchensohn, scheint sich für Maria sehr zu interessieren, und Lucian würde gern sehen, wenn aus diesen beiden jungen Leuten ein Paar würde. Fulvia, die auch anwesend ist, bemerkt das eigenartige, siegesbewußte Wesen des jungen Mädchens Lucian gegenüber. In ihrem Herzen steigt eine gewisse Bitterkeit auf. Mit der Schärfe des weiblichen Gefühls findet sie, daß ihr durch Maria Gefahr für ihre eigene Liebe droht. Sie macht Vergleiche zwischen sich und dem jungen Mädchen, die zu ihren Gunsten ausfallen. Tage vergehen. In Marias Herzen ist die Liebe zu Lucian entflammt. Wie ein sanfter Frühlingshauch liegt das Wonnegefühl über ihrem reinen Gemüt. Sie fühlt sich so unendlich glücklich, trotzdem sie weit von der Heimat ist. Am liebsten ist sie in der Nähe Lucians, des Mannes, der mit seinen ernsten Reden ihr ein väterlicher Erzieher sein will. Da, eines Tages, als Lucian fortgegangen ist, betritt Maria sein Arbeitszimmer. Auf dem Schreibtisch herrschte die größte Unordnung und Maria will den Tisch in Ordnung bringen und räumt auf. Bei dieser Gelegenheit öffnet sie auch eine Schublade und findet darin einen Frauenhandschuh. Verwundert nimmt sie denselben heraus. Ihr junges Herz erfüllt sich mit Eifersucht und die Blumen, die sie Lucian auf den Tisch gestellt hat, nimmt sie wieder mit sich fort. Gerade als sie zur Tür hinausgehen will, tritt ihr Lucian entgegen und fragt sie, warum sie so ärgerlich sei. Sie führt ihn zum Schreibtisch und entnimmt diesem den Handschuh. Lucian windet sich in einer Ausrede, doch Marias scharfer Blick erkennt, daß dieser einfache Handschuh für Lucian einen Roman bedeute. Sie entsinnt sich, diesen Handschuh bei der Baronin Fulvia gesehen zu haben, und ihr junges Mädchenherz bekommt die Gewissheit, daß zwischen diesen beiden Menschen ein Geheimnis bestehet. Maria will jetzt nicht mehr das Kind sein, wofür sie Lucian immer hält. Ihr ganzes Streben ist darauf gerichtet, die Liebe Lucians zu erklingen und mit einer kleinen Frauenlist beginnt sie. Abends, wenn er fortgegen will, kleidet sie sich niedlich an, daß auch der größte Hypochonder an eine glückliche Zukunft für sich selbst zu denken imstande gewesen wäre. So auch eines Abends hatte Maria sich niedlich gemacht. Sie sucht Lucian in seinem Zimmer auf und dieser fragt sie, warum oder für wen sie sich so schmücke. Endlich gesteht der kleine Wildfang, daß sie sich unendlich wohl in seiner Nähe fühlt und sich darum so festlich angekleidet habe. — Fulvia fühlt sich seit einiger Zeit von Lucian vernachlässigt. Sie sucht ihn darum in seiner Wohnung auf. Maria sieht, wie Lucian sich mit Fulvia unterhält und sie küßt, sie hört heiße Liebesworte aus Fulvias Mund. Marias Herz will brechen. Sie sieht die Trostlosigkeit ihrer Liebe und ein unsagbares Heimweh überkommt sie nun. Nach einer durchweinten Nacht macht sie sich auf, um Fulvia aufzusuchen. Sie will mit dieser Frau, die ihr die Liebe Lucians raubt, sprechen, will sie anslehen, von ihm zu lassen. Am nächsten Morgen macht sich Maria auf und sucht die Baronin in ihrem Schloß auf. Wie ein Schmerzensschrei klingt ihre Bitte: „Frau Baronin, Sie haben Ihren

Gatten und Ihre Kinder. Ich flehe Sie an, räuben Sie mir nicht Danglers Liebe, der mein ganzes Glück bedeutet. Erstaunt blickt Fulvia das bittende Mädchen an. Sie sieht in dem jungen Mädchen nicht mehr das Kind, sondern vor ihr steht das Weib, das ihr Lucians Liebe entreißen will. Mit zitternder Stimme antworte sie: „Liebes Kind, schon als Mädchen liebte ich meinen Jugendfreund. Ich kann ihn nicht vergessen. Meine Ehe mit Baron von Hallenstein ist mir von meinen Eltern auferzwungen worden. Kann ich dafür, wenn sich mein Herz nach wahrer Liebe sehnt?“ Maria hört erschüttert die Beichte der Frau. Beide Frauen haben nicht bemerkt, daß hinter einem Vorhang der Baron das Gespräch mit angehört hat. Er wähnte sich von seiner Frau geliebt, und die fürchterliche Gewissheit, daß seine Frau ihm nur Liebe vorheuchle, schlägt ihn fast zu Boden. Er eilt der fortgehenden Maria nach und bittet sie, ihm Aufklärung über die Unterredung zu geben, die sie mit seiner Frau über Lucian Dangler gehabt hat. Doch Maria ist zu stolz, um ihre Rivalin durch die fürchterliche Waffe der übersührten Untreue zu beseitigen. Sie verläßt den Baron, ohne ihm etwas über seine Frau gesagt zu haben. In maßloser Wut durchstöbert der Baron den Schreibtisch seiner Frau und findet einen Brief Lucians an die Baronin. „Geliebte Fulvia! Also abgemacht, ich erwarte dich Montag gegen 11 Uhr an der kleinen Parkmauer.“ Hallenstein hatte jetzt den Beweis, daß ihn seine Frau betrügt. Der Baron ist entschlossen, seine Ehre, die er geschändet sieht, zu rächen. Am nächsten Morgen, als er, um sich zu beruhigen, spazieren reitet, begegnet er Maria. Energischer dringt er jetzt in das junge Mädchen, daß es ihm die Wahrheit sage. „Gnädiges Fräulein, Ihre Verwirrung bedeutet für mich eine Beichte. Teilen Sie Ihrem Vormund mit, daß er die Schwelle meines Hauses nicht mehr betreten soll, andernfalls ihm Fürchterliches passieren würde.“ Maria reitet sofort nach Hause, um ihrem Vormund ihr Erlebnis mit dem Baron mitzuteilen. Jedoch Lucian ist nicht anwesend. Endlich kommt er gegen Abend zurück. Er kleidet sich um und will das Haus wieder verlassen, als ihm Maria entgegentritt. Sie will den Mann ihrer Liebe vor dem Nächsten bewahren. Maria weiß, daß Lucian sich heute Nacht mit der Baronin im Park treffen will. Sie fleht ihn an, nicht auszugehen, da ihm etwas passieren würde. Noch will sie mit der Sprache nicht heraus, doch da geht ihr das Herz über, sie spricht von ihrer Liebe und von der Leidenschaft Fulvias zu ihm. In hastigen Worten erzählt sie Lucian, was sie gehört hat. Dieser, ganz unter dem Banne der Leidenschaft Fulvias, will es darauf ankommen lassen, Klarheit zwischen dem Baron und sich zu schaffen. Er steckt seinen Revolver zu sich, rückt sich von Maria los, eilt über ein dunkles Feld, über Morast in die Nacht hinaus. Maria eilt hinter ihm her. Sie kennt den Weg, den er geht. Sie kürzt ihn ab und gelangt vor Dangler in den Garten des Barons. Dieser ist entschlossen, in dieser Nacht die Ehre seines Hauses zu retten. Er hat ein Jagdgewehr aus dem Schranken genommen und erwartet die Stunde des Stelldicheins seiner ungetreuen Frau. Der Mond geht auf, der Baron sieht vom Fenster aus eine weiße Gestalt durch die Macht hinsehen. Es ist seine Frau. Von der andern Seite her naht sich Maria. Sie begibt sich zum Treffpunkt. Da hallen plötzlich Schüsse durch die Nacht. Ein Todesschrei

gellt durch die Stille und Maria sinkt getroffen zu Boden. Der Baron, der die Schüsse abgegeben hatte, eilt zu dem Tatort. Entsezt blickt er in das ihm bekannte Gesicht Marias. Da wandt Fulvia ebenfalls heran. Voll Grauen sieht sie die Tat ihres Gatten. Sie weiß, daß die Kugeln ihr gegolten haben. Knirschende Schritte hallen durch den Park, Lucian nähert sich ebenfalls. Ein Schrei entringt sich seinem Munde. Nun erkennt er erst, wie tief die Liebe des jungen Mädchens zu ihm war. Er vergißt um sich alles, küßt die immer matter werdenden Augen Marias. Keinen Blick hat er mehr für Fulvia, die todestraurig sich an einen Baum lehnt. Schnell bringt man Maria in das Haus undbettet sie sanft auf ein Lager. Besteht Hoffnung, das junge Menschenleben zu retten? Und unter der liebevollen Pflege Danglers gesundet Maria zu einem neuen, wahren Glück, und die unglückliche Fulvia verläßt ihren Gatten, um in der Einsamkeit ihr Scheinglück zu vergessen und für ihr Herz Ruhe zu finden.

Dämon und Mensch.

(Monopl der Schweiz. Filmgesellschaft Genf, G. Franzos.)

Der Dämon des Verbeckens — Millionen und Abermillionen von Menschen sind ihm schon verfallen, haben ihm Glück und Ehre geopfert und sind im Abgrund der Verzweiflung versunken, wenn nicht eine rettende Hand sie zu halten vermochte oder die Kraft ihres eigenen Willens stark genug war, sie seinen furchtbaren Krallen zu entreißen . . . Auch Alex Fink ist dem Dämon verfallen. Die Polizei verfolgt ihn, nicht zum ersten Mal, steckbrieflich wegen Einbruchs und Betrug; doch mit Hilfe seiner Geliebten, der schönen Lina, die in allen Schlupfwinkeln der Spieler- und Gaunerwelt Bescheid weiß, ist es ihm bisher gelungen, ihren Nachstellungen zu entgehen. — Eines Tages verfällt er aber doch seinem Schicksal. Der Spieltrieb zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach jenem obskuren Café, wo er sonst regelmäßig zu verkehren pflegte. Schnell ist das harmlose Schachbrett vom Tische verschwunden; die Karten werden ausgelegt, und in fiebiger Hast fliegen die Münzen und Scheine von Hand zu Hand. . . Da plötzlich — ein wilder Tumult — bewaffnete Beamte dringen auf einer Razzia unerwartet in die Räume ein, und Fink gerät in ihre Gewalt. Resigniert nimmt er sein Urteil hin: Drei Jahre Zuchthaus! Er weiß ja, wie es hinter den grauen, düstern Mauern aussieht und wird auch diese Strafe überstehen, wie er die früheren überstanden hat. Dass er eine unglückliche Frau und ein unmündiges Kind in Not und Jammer zurückläßt, kümmert den hartgesottenen alten Sünder wenig.

Drei Jahre sind verflossen. Am Vorabend von Finks Entlassung besichtigt der Philanthrop Paulmann, der Gründer der Anstalt zur Besserung entlassener Sträflinge, das Zuchthaus. Der Direktor zeigt ihm seine „alte Garde“ und macht ihm am nächsten Tage einen Gegenbesuch, um die Wohlfahrtseinrichtungen seines Institutes in Augenschein zu nehmen. Er kann dem edlen Menschenfreunde, der ein großes Vermögen selbstlos in den Dienst der guten Sache gestellt hat, seine Anerkennung nicht versagen; manch schöner Erfolg ist bereits erzielt worden. „Hier“ — so stellt Paulmann seine Schüzlinge vor — „der berüchtigte Ma-

gint; jetzt ein harmloser, ruhiger Mensch — Dieser, früher einer der reichsten Männer — zugrunde gegangen und auf schiefen Bahn geraten — nun gebessert . . . Und da, mein erster Kammerdiener, ein wahres Juwel — auch ein entlassener Buchthäusler. Kommen Sie, Herr Direktor, ein Glas auf meine gebesserten Sträflinge!“ Der Beamte tut ihm Bescheid. „Gewiß, Sie haben viel erreicht, Herr Paulmann — aber alles gelingt Ihnen nicht. Bessern Sie Alex Fink, den ich Ihnen gestern zeigte — das wäre ein Meisterstück!“ Und in felsenfestem Vertrauen auf seinen Sieg, schlägt der Philantrop in die dargebotene Rechte des Skeptikers ein: „Gut, ich bessere Alex Fink!“ Am nächsten Tage sucht er den Entlassenen auf. Es ist nicht schwer, ihn zu finden — nicht bei seiner Familie, sondern in der dürfstigen Klausur seiner alten Geliebten, Lina Rose, hat er Asyl begehrkt und erhalten. Friedel, ein jugendlicher Genosse aus der Zunft der Landfinger, mit dem er früher schon zusammengearbeitet, hat ihn soeben besucht und über ein großes Geschäft, welches er in Aussicht hat, mit ihm gesprochen. Umso seltamer berührt es Fink, als unmittelbar darauf Paulmann, von seiner Frau begleitet, bei ihm eintritt und nach wenigen vorbereitenden Worten ihm flipp und klar sagt: „Ich engagiere Sie als Verwalter der Besserungsanstalt für entlassene Sträflinge.“ Er weiß nicht, wie ihm geschieht, ob er ja oder nein sagen soll — es kommt ihm so ungeheuer komisch und doch zugleich verlockend vor, daß ihm, dem erst entlassenen Sträfling, dem der Direktor noch beim Abschied sagte: „Wir sehen uns ja doch bald wieder!“ von einem wildfremden Menschen ein solcher Vertrauensposten angetragen wird. Noch zögert er — da fühlt er einige Banknoten in seiner Hand, hört etwas von Vorschuß — und das gibt den Ausschlag. Der sonderbare Mann da vor ihm hat anscheinend einen Sparren im Kopf. Aber er zahlt bar, das ist die Hauptfache! Warum soll man für Gold und gute Worte auch nicht einmal anständig sein können. Und das Bewußtsein seines neugeschaffenen Wertes verleiht Alex eine ungeahnte Haltung. Mit stolzer, steifer Würde weist er Lina und Friedel, die sich nach Paulmanns Weggang alsbald wieder vertraulich an ihn wenden wollen, ab: „Ich habe mit euch und euresgleichen nichts mehr zu schaffen.“ Am nächsten Morgen tritt Fink seinen Posten an. Er hat seinen äußeren Menschen völlig umgewandelt und sieht ordentlich respektabel aus, auch Visitenkarten hat er sich schon drucken lassen, die jeder Mann kund und zu wissen tun, was er jetzt ist. Paulmann nimmt die allzu offensichtlich zur Schau getragene Eitelkeit seines Schülers mit einem wohlwollenden Lächeln hin; in seinem unverwüstlichen Optimismus sieht er die äußerliche Umgestaltung als günstiges Vorzeichen einer innerlichen Reinigung an. Und es scheint, als solle er recht behalten. Wohl zuckt es dem alten Gelegenheitsdieb in den Fingern, als er, nach der Einführung in seinem Bureau allein gelassen, den wohlgefüllten Geldschrank vor sich sieht, mit dessen Inhalt er nun schalten und walten soll und es bedarf eines tiefen Schluckles aus seiner heimlich mitgeführten Branntweinflasche, um sein seelisches Gleichgewicht wieder herzustellen. Doch er zwingt den Dämon nieder, der ihn schon wieder verlocken wollte und wirkt sich mit Eifer auf die ungewohnte Arbeit. Mag auch die Art, wie er seines Amtes waltet, zunächst einen

sonderbaren Anstrich haben, sie zeugt doch von dem guten Willen, seine Pflicht zu tun und das Vertrauen seines Wohltäters zu rechtfertigen. Dieser tut noch mehr. In seiner unbegrenzten Güte denkt er auch der armen verlassenen Frau seines neuen Verwalters und führt sie ihm mit dem Kinde zu, teils um ihr zu helfen, teils in der guten Absicht, ihm durch den Anschluß an die Seinen einen festeren Halt zu verleihen. Und auch das gelingt, so seltsam sich das erste Zusammentreffen der Langgetrennten auch gestaltet. Fink wird, was er kaum in den ersten Tagen seiner Ehe gewesen, ein guter, sorgsamer Gatte und Vater, der sich nach des Tages Arbeit in seinem behaglichen Heim am wohlsten fühlt. Er trinkt nicht mehr, und seine Finger rühren keine Karte an — der Dämon scheint völlig überwunden. Aber es scheint nur so — eines Tages ergreift er sein altes Opfer mit neuer, furchtbarer Gewalt. Fink erhält den Auftrag, größere Beträge an verschiedenen Stellen abzuliefern. Die ersten Gänge werden gewissenhaft erledigt und auch, als er einen der Empfänger, einen früheren Spiel- und Zeitgenossen, der nicht zu Hause ist, in jenem Winkel-Cafe aufzusuchen muß, wo er einst so viele Nächte zu Tagen mache, bleibt er sich seiner Aufgabe und Verantwortung zunächst voll bewußt. Er schickt jenen Mann mit energischen Worten nach Hause und der junge Friedel, den er gleichfalls hier trifft — er zählt jetzt auch zu den Kostgängern der Paulmannschen Anstalt — bekommt die harte Hand des Verwalters auf seiner Wange zu fühlen. Schon will dieser sich zum Gehen wenden — da fällt sein Blick auf den Spieltisch; und mit magischer Gewalt fühlt er sich festgehalten. Die schwüle, dumpfe Atmosphäre des rauch- und dunstfüllten Raumes legt sich lähmend um ihn, hemmt und erstickt sein gesundes Fühlen und Denken, seine Willenskraft. Der Dämon gewinnt abermals Macht über ihn. Er nimmt Platz. „Jetzt ist es 6 Uhr, eine Stunde spiele ich.“ Der Dämon lächelt. Alex Fink ist wieder in seiner Gewalt. Die alten Kumpaten heißen Fink freudig willkommen, Friedel aber, dem der Schlag von vornhin noch auf der Wange brennt, hat seine Genugtuung. Mit heißen Augen schaut er eine Weile zu, dann eilt er fort zu seiner Freundin Lina Rose und verkündet ihr triumphierend: „Er spielt, bald wird er wieder bei uns sein.“ Die eine Stunde ist längst verronnen. Es wird 8 Uhr, 11 Uhr, 1 Uhr — noch immer sitzt Fink mit fieberglänzenden Augen, mit schwitztriefender Stirn am Tisch, spielt und spielt und — verliert — Sein eigenes Geld ist hin. Er erhebt sich taumelnd — da fühlt er auf seiner Brust die Brieftasche mit dem anvertrauten Gut, und die lockende Stimme des Dämons flüstert ihm zu: „Nimm.“ Ein kurzes Zögern nur — dann ist das warnende Gewissen beschwichtigt mit dem trügerischen Trost: Es ist ja bloß eine Anleihe, du wirst und wirst deinen Verlust wett machen — und alles ist gut.

Zur selben Zeit sitzt Paulmann, wie er oft zu tun pflegt, schon seit Stunden in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch. Einmal fliegt die Feder über das Papier; in der Stille der Nacht kommen ihm immer die besten Gedanken für sein philantropisches Lebenswerk zugeträumt — Da wird ihm zu seinem Erstaunen Frau Fink gemeldet. Sie hat den Gatten verabredet erwartet; Angst und Unruhe trieben sie endlich hieher, um nach ihm zu forschen. Der

Menschenfreund beruhigt sie, so gut er es vermag und bietet sie, bis zum Morgen in seinem Hause zu bleiben. Er selbst ist fest überzeugt, daß nichts geschehen ist, dessen sich sein Schützling zu schämen hätte. Der hat sich bisher so gut bewährt, daß er ihm voll vertraut, und erfüllt von solchem Vertrauen, schreibt er just noch in dieser Stunde die stolzen Worte nieder: „Jeder Verbrecher ist zu bessern; man muß nur die guten Instinkte in ihm bessern... Daß Fink so ganz und gar gebessert wurde, ist mein Stolz. Der gute Mensch in ihm hat nur geschlummert — ich habe ihn erweckt.“ — Grausame Ironie des Schicksals! Eine Stunde später verläßt der „Erweckte“ die Spielhölle als letzter Guest mit leeren Taschen, so gründlich ausgeplündert, daß er dem Kellner seinen Ueberzieher zum Pfande für seine Zechelassen und der Türhüter über seinen allzu geringen Obolus verächtlich die Nase rümpft. — In ihm aber sitzt der Dämon und hebt und reizt: „Du weißt, wo noch Geld zu holen ist — sei kein Narr und nimm — morgen holst du alles wieder ein!“

Paulmann, ermüdet von der Arbeit, hat sich auf den Divan in seinem Zimmer ausgestreckt und ist eingeschlummert. Da schleicht eine dunkle Gestalt leise und vorsichtig mit der Gewohnheit eines alten Einbrechers in das Gemach. Alex Fink! Spähend blickt er beim Schein der Blendlaterne umher. Ah, dort steht die Geldkassette. Doch sie ist verschlossen — es gilt, dem Schlafenden den Schlüssel abzunehmen. — Auch das gelingt, ohne das der Revolver, der schußbereit in Finks zitternder Hand blitzt, ein letztes Wort sprechen muß. Und nun sitzt der Vermwalter der Besserungsanstalt für entlassene Sträflinge am Schreibtisch seines Wohltäters und wählt in dem Gelde, das ihm aus der geöffneten Kassette entgegenblickt. Da — was ist das? — „Daß Alex Fink so ganz und gar gebessert wurde, ist mein Stolz. Der gute Mensch in ihm hat nur geschlummert — ich habe ihn erweckt.“ — Wie gelähmt starre der Dieb auf diese Worte, die gleich einem flammenden Mene Tefel vor ihm stehen und ihn aus seinem Taumel reißen. Mit einem Schlag war es klar in seinem Innern; schaudernd erkennt er, was er tat — und was er getan haben könnte!! Böllig gebrochen sinkt er in sich zusammen; ein qualvolles Stöhnen und Schluchzen entringt sich seiner Brust... Er stürzt sich auf den schlafenden Paulmann zu; doch nicht, um ihn zu töten, nein, er rüttelt ihn auf, sinkt vor ihm in die Knie, drückt ihm die Waffe in die Hand und fleht ihn an: „Schießen Sie mich nieder wie einen Hund — ich bin nicht zu bessern!“ Der edle Menschenfreund aber zieht ihn sanft empor. Mit einem Blicke hat er die Situation erkannt, und eine starke, reine Freude durchhebt ihn, als er diese verzweifelte Stimme aus der Tiefe einer bis ins Innerste erschütterten Seele vernimmt — Nein, trotz alledem, was geschah? — sein schöner Glaube hat ihn nichtetrogen — „Jetzt erst sind Sie wirklich gebessert!“ spricht er ernst, doch mild und warm, und der in ungläubigem Staunen zu ihm Aufblickende liest in seinen Augen die Verzeihung und die trostreiche Berheizung: Es wird alles, alles gut! Da atmet er tief auf, erlöst aus schwerem Bann und gelobt, fortan ein anderer Mensch nicht nur zu scheinen, sondern auch zu sein. In dieser Schicksalstunde hat er den Dämon für immer bezwungen. „Der inwendige Mensch in ihm ist erwacht!“

Drohende Schatten.

(Monopolfilm von Joseph Lang, Zürich 1.)

Heinrich Schlenter, ein arbeitsloser Kaufmann, steht vor dem Nichts. Seine einzige Hoffnung ist der Tod, den er wie einen Freund herbeisehnt. Alles, was er besessen, hatte er verkaufen müssen, um wenigstens vor dem Neuersten bewahrt zu sein, und nun sitzt er in seiner fast leeren Stube, verzweifelt und sucht sich durch Alkohol zu betäuben. Aber auch die Flasche ist leer, er sucht im Zimmer umher, ob nicht ein Stückchen Strick zu finden ist, um diesem Jammerleben ein Ende zu machen. Doch das Schicksal will nicht seinen Tod. Da klopft es an der Tür und herein tritt sein Wirt, der ihn zum letzten Mal auffordert, die Miete zu zahlen oder augenblicklich die Wohnung zu räumen. In dumpfer Ergebenheit verläßt Heinrich Schlenter das Zimmer. Planlos irrt er durch die Straßen. Er weiß nicht wohin. Endlich faßt er den Gedanken, in den Flüten für immer Ruhe zu suchen. Während ein armer, unglücklicher Mensch das Leben fortwerfen will, herrscht in dem Bureau des Bankiers Lamprecht reges Treiben. Gegen ist wieder ein Telegramm angekommen, worin ein Kunde erzählt, ihm noch am selben Abend einen Betrag von 50,000 Mark durch eine Vertrauensperson zu übersenden. Der langjährige Kassierer Salviati wird mit der Aufgabe betraut, dem Kunden das Geld zu überbringen. Der Kassierer macht sich auf den Weg. Bevor er zum Kunden geht, sucht er seine Familie auf, denn den ganzen Tag über war ihm so unheimlich zu Mute, als ob ihm noch etwas Schreckliches passieren würde. Er macht seiner Frau auch von dieser Wahrnehmung Mitteilung, doch versucht sie ihm diesen Gedanken auszureden. Der Kassierer eilt zu dem Kunden. Sein Weg führt ihn am Ufer entlang, wo Schlenter verzweifelt in das Wasser starrt. Plötzlich bekommt der Kassierer einen Herzkrampf. Ihm schwinden die Sinne und stürzt die Böschung hinab, wo er tot liegen bleibt. Schlenter, der den Leblosen auf der Böschung liegen sieht, eilt hinab, um vielleicht noch helfen zu können. Der verzweifelte Mann sieht nur in zwei gebrochene Augen. Schlenter durchsucht die Taschen der Leiche, ob er vielleicht deren Persönlichkeit feststellen kann, und findet dabei die Tasche mit den 50,000 Mark. Ein teuflischer Plan überkommt ihn. Wie wäre es, wenn er sich dieser Summe bemächtigte? Mit einem Schlag wäre er ein reicher Mann; alle Not würde verschwinden. Doch kämpft sein besseres Ich mit diesem Gedanken, doch die Macht des Geldes ist stärker als sein guter Vorsatz. Schlenter steckt das Geld zu sich und wirft die Leiche in den Fluß, wie von Furien gepeitscht eilt der Täter davon. Ihm ist es, als ob er fortwährend eine drohende Stimme an sein Ohr erklingt: „Räuber, halte dein Gewissen rein!“ Erschöpft läßt er sich endlich unter einer Brücke niederfallen. Mit zitternden Händen durchwühlt er die zahllosen Kassenscheine. Es ist ihm, als ob jeder Schein ihn angrisse, und seine erregte Phantasie läßt ihm plötzlich sein eigenes Ich erscheinen, das wie ein drohender Schatten vor ihm steht. Endlich gewinnt Schlenter die Herrschaft über sich und verläßt den Ort seiner Tat.

Jahre sind verflossen. Mit dem unrechtmäßig erworbenen Gelde hat Heinrich Schlenter in Amerika ein großes

Bermögen erworben und die Sehnsucht, die Heimat wiederzusehen, hat ihn wieder in seine Vaterstadt zurückgebracht. Als steinreicher Mann ist er zurückgekehrt. Er lädt seine alten Freunde ein, die ihn seines Glückes wegen beneiden. Doch Schlenter findet keine Ruhe. Überall hört er ein Todesseufzen und der drohende Schatten, der ihn einst unter der Brücke auf den rechten Weg wiesen wollte, zeigte sich immer wieder, immer drohender. Nach dem geheimnisvollen Verschwinden des Kassierers ist in dieser Familie Krankheit und Elend eingezogen. Niemand hat es geglaubt, daß dieser bis jetzt so brave Mensch sich eines derartigen Verbrechens schuldig machen könne, eine solche Summe zu unterschlagen. War es nicht feige, sein Weib und das unmündige Kind im Stiche zu lassen? Frau Salviati hatte nie geglaubt, daß ihr Mann schuldig sei. Immer wieder tauchen ihr die Worte ihres Gatten beim Abschiednehmen auf, daß ihm etwas Schreckliches passieren würde. Nun liegt die Frau, die bis zum letzten Augenblick an die Unschuld ihres Mannes geglaubt, selbst auf dem Sterbebäcker, elend und verlassen von der Welt. Nur ihr Töchterchen sitzt weinend an dem Bett. Das Kind ahnt ja nicht, daß bald der Todesengel die Seele der Mutter fortführen würde. Endlich rafft die Frau sich auf und schreibt dem Chef ihres Mannes, dem Bankier Lamprecht, einen Vorhaben, das ihr schon lange vorschwebt hatte: „Sehr geehrter Herr Lamprecht! Ich fühle, daß meine letzte Stunde geschlagen hat und bitte Sie, einer Sterbenden den Wunsch nicht abzuschlagen, noch einmal über die unselige Angelegenheit meines Mannes mit Ihnen zu reden. In aller Ergebenheit Luisa Salviati.“ Diesen Brief bringt das kleine Töchterchen selbst dem Bankier; während das Kind auf Antwort wartet, kommt der kleine Neffe des Bankiers und besucht seinen Onkel im Bureau. Nach Kinderart machen sich Fritschchen und Lea mit einander bekannt und Fritschchen fühlt sich zu dem armen, verschüchterten Mädchen so herangezogen, daß er seinen Onkel bittet, doch mit seiner neuen Freundin recht lieb zu sein. Leo hatte Fritschchen auch erzählt, daß ihr Mutti so frank sei. Fritschchen bat den Onkel, doch mit zu der Mutter hinzufahren zu dürfen. Der Bankier, selbst kinderlos, liebt seinen Neffen über alles, kann ihm den Wunsch nicht abschlagen und fährt nun zu der unglücklichen Frau. Die Sterbende bespricht mit Lamprecht noch einmal die unglückselige Angelegenheit und um die Sterbende nicht unnötig zu erregen, versicherte der Bankier, daß er an die Unschuld ihres Gatten glaube. Ein seliges Friedensgefühl zieht in ihr Herz ein. Der Bankier sieht mit stiller Wehmuth das kleine Mädchen, das nun bald verwäist sein wird. Ihm kommt der Gedanke, das Kind anzunehmen, und sei es nur um seines Neffen willen.

„Der traurige Abschluß einer großen Bankunterstellung.“ Unsere Leser werden sich des geheimnisvollen Verschwindens des Bankbeamten Salviati erinnern, der nach Unterschlagung einer großen Summe flüchtig geworden ist und Frau und Kind völlig mittellos zurückgelassen hatte. Nunmehr ist die unglückliche Frau gestorben und das Kind ist völlig verwäist. Unser Blatt veranstaltet eine Sammlung zugunsten des Kindes. Die Redaktion des Morgenblattes.“ — Als Schlenter dies liest, steigt eine neue Hoffnung in ihm auf. Hier könnte er alles wieder gut machen, wenn er für das Kind sorgen würde. Er macht sich

sofort auf, um alles in die Wege zu leiten. Doch als er die bescheidene Wohnung Salviatis betreten will, wird ihm mitgeteilt, daß die kleine Lea schon fortgegeben sei. Er eilt zurück, denn wieder taucht vor ihm der schreckliche Schatten auf. Während sich der unglückliche Mann bis zum Morgen schlaflos auf seinem Lager herumwälzt, schlummert Lea in einem molligen, weichen Bettchen im Hause Lamprecht. Schon steht die Sonne hoch am Himmel, und immer noch schläft das kleine Mädchen. Da öffnet sich die Tür. Herein tritt Fritschchen, um seine kleine Freundin zu wecken. Vorsichtig zieht er die Gardinen auf und ein Sonnenstrahl huscht über Leas Gesicht. Sie wird davon wach und jauhzend klatscht sie in die Hände. So schön hatte sie noch nie in ihrem ganzen Leben geschlafen.

Jahre gehen dahin. Lea und Fritz sind zusammen aufgewachsen und ihre Herzen gehören einander an und aus dem unschuldigen Kinderspiel erblüht die Jugendliebe. Vergeblich versuchte der Bankier, den beiden jungen Leuten ihre Tändelei auszureden, doch weder das eine noch das andere will vom andern lassen. In den Kinderköpfen spukte die Romantik und so entschlossen sich eines Tages die beiden Liebenden, im Auto zu entfliehen und sich für immer anzugehören. — Schlenter, dem fortwährend der Schatten droht, sucht Trost bei einem Priester, der ihn immer wieder aufrichtet. An demselben Tage, als Fritz und Lea das gastliche Haus des Onkels verlassen hatten, promeniert Schlenter mit seinem Priester der Chaussee entlang. Plötzlich gewahrt er das daherbrausende Auto. Er sieht, wie sich plötzlich das Auto an einer Kurve überschlägt und die Insassen in weitem Bogen herausgeschleudert werden. Er eilt zur Unfallstelle, hilft die Verunglückten bergen und läßt sie in sein Haus bringen, wo sie den ersten Notverband erhalten. Der Bankier, der den ganzen Tag die Rückkehr seiner Pflegekinder erwartete, erfährt erst durch die Abendzeitung von dem Unfall und eilt zu Schlenter. Lamprecht sieht, daß die Beiden in dem Hause gut geborgen sind und hofft, daß sie bald in seine Wohnung überführt werden können. Im Laufe des Gespräches erfährt Schlenter, wer die Verunglückten sind. Er sieht in dieser Fügung des Schicksals einen neuen Hoffnungsweg, Verzeihung zu erlangen. Er bittet den Priester um Rat, was er tun solle, um alles wieder gut zu machen, was er je getan habe. Doch mit immer drohenderer Gebärde tritt der unheimliche Schatten auf und zwingt ihn, einen Brief an den Bankier zu schreiben, der die Wahrheit an den Tag bringt. Diesen Brief sendet er sofort ab. Den ganzen Tag hat er den drohenden Schatten vor seinen Augen, als ob ihn dieser in den Tod treiben wolle. Wie ein Irrer wandt er zum Fenster. Plötzlich verliert er die Besinnung. Er stürzt hinab. Man bringt ihn hinein in das Zimmer. Wenige Augenblicke später kommt der Bankier Lamprecht. Er hat mit Genugtuung den Brief gelesen und will Schlenter persönlich die Verzeihung überbringen. Während Lea endlich nach dem Unfall zum ersten Mal zur Besinnung kommt, sieht sie, wie Lamprecht in das Zimmer hineinstürmt, an seinem Arm Fritz. Ein Jubelruf flingt aus seinem Munde: „Lea, Dein Vater ist unschuldig!“ Diese Mitteilung stimmt das Herz Leas so freudig, daß auch derjenige Mensch, der fast ein ein Menschenalter unter seinen Gewissensbissen gesessen hat, endlich Ruhe findet. Schlenter

ter hört aus Leas Munde selbst die Verzeihung. Er kann jetzt alles gut machen. Und mit der Verzeihung Leas verschwand der geheimnisvolle Schatten für immer.



Verschiedenes.



Ausländische Kinofilme. Wiederholt wurden in der letzten Zeit Versuche gemacht, Kinofilms aus dem feindlichen Ausland, namentlich aus England und Frankreich, in Deutschland einzuführen. Es verlautet auch, daß vertigte Films zur Zensur zugelassen werden sollten. Gegen diese Gerüchte hatte der Verband zur Wahrung gemeinsamer Interessen der Kinematographie und verwandter Branchen beim Polizeipräsidium Verwahrung eingelegt und gebeten, während der Kriegsdauer Films, die von feindlichen Ursprungsfirmen eingereicht werden, nicht zu zensieren, ebenso Films, die die Marke einer feindlichen Ursprungsfirma tragen, gleichviel von wem sie eingereicht werden, ferner auch jenen Films die Zensur zu verweigern, die von im feindlichen Ausland domizilierenden Firmen aufgenommen und nach Ausbruch der Feindseligkeiten als Negative oder Positive direkt oder indirekt nach Deutschland eingeführt worden sind, und endlich auch solche Films von der Zensur auszuschließen, bei denen die Möglichkeit besteht, daß damit erzielte Gewinne während der Dauer des Krieges ins feindliche Ausland fließen. Auf diese Eingabe ist dem Verband eröffnet worden, daß eine Änderung der bisherigen Praxis, wonach Kinofilms des feindlichen Auslands von der Zensur ausgeschlossen seien, nicht bestehe. Jedenfalls ist es dem schnellen und nachdrücklichen Eingreifen des Verbandes zu verdanken, daß während der Dauer des Krieges neue Films aus den feindlichen Ländern, namentlich England und Frankreich, nicht in Verkehr kommen.



Feuilleton.

Nachdruck verboten.



Aus dämmernenden Nächten.

Roman von A. Wothe.

Copyright 1910 by Anna Wothe, Leipzig.

(Fortsetzung.)

„Also die Bonatos haben Sie wieder gesehen, Sie armen Ding? Ja, das tut mir wirklich furchtbar leid, aber ich weiß doch nicht, ob es richtig von Ihnen ist, den Leuten auszumachen.“

„Sie vergessen, daß ich noch nicht mündig bin und daß mich der Baron jederzeit zurückfordern kann. Ich bin ja überzeugt, daß er gar nicht daran denkt und er sowohl wie seine Mutter froh sind, daß sie mich los geworden, aber ich habe eine so entsetzliche Angst, wenn ich diese Menschen mir nahe weiß. Ich fühle mich dann mehrlos dem Unheil preisgegeben, das unablässig über meinem Haupte schwelt, und

darum bitte ich Sie, lassen Sie mich fort, ich fürchte mich so sehr.“

„Närrchen“, tröstete Dagmar. „Trotzdem ich Sie nun hätschelte und pflegte wie ein kleines Kind, sind Sie noch immer so nervös. Ihre Furcht ist wirklich ganz grundlos. Seien Sie versichert, wenn die Bonatos Sie zurück verlangten, daß ich auch noch da bin, um Einspruch dagegen zu erheben und Garantien für Ihre Sicherheit zu verlangen, welche die Leute gar nicht geben können.“

„Ich hatte“, fuhr Dagmar sinnend fort, eigentlich vor, Sie mit der fertigen Tatsache zu überraschen, da ich aber sehe, welch ein kleiner Angsthase Sie sind, möchte ich Ihnen jetzt schon etwas verraten, was Ihnen vielleicht die Furcht vor den Bonatos nimmt. Ein Freund von Ihnen ist in Monte Carlo, und es ist möglich, ich hatte ihn eigentlich schon gestern erwartet, daß Sie ihn heute noch sehen. Ich hoffe, Sie werden durch ihn etwas ruhiger und zuversichtlicher werden.“

„Ein Freund?“ Ethel schüttelte mit Resignation den Kopf. „Ich habe keine Freunde.“

Dann aber ging ein Bittern durch ihre Gestalt und ihre Augen wurden groß und weit.

„Mister Illings“, stotterte sie, die Hände faltend, „ist es möglich, er?“

„Ja, kleines Dummenchen, er selber. Ich traf ihn vor dem Café de Paris. Er erkundigte sich sehr eifrig nach seinem Schützling und ob er auch brav gewesen. Ich habe Ihnen natürlich das beste Zeugnis ausgestellt und habe ihm der Wahrheit gemäß berichtet, daß ich mich noch niemals so wohl gefühlt habe, wie seit der Zeit, wo Sie bei mir weilen und mit Ihrer sanften, kleinen Hand alle Wogen glätten, mit der das Leben uns Künstlerinnen nun mal leider umbrandet.“

Es sollte leicht, herhaft klingen, und trotzdem entging Ethel nicht der leise Ton der Bitternis in der Stimme der Sängerin.

Sie beugte ihr heiß erglühtes Angesicht tief auf die gütige Hand der schönen Frau und sagte warm:

„Wie danke ich Ihnen, gnädige Frau, für all Ihre Güte und Nachsicht, aber selbst wenn Mister Illings hier ist, dessen Schutz ich natürlich sehr hoch für mich bewerte, möchte ich doch lieber Monte Carlo verlassen, denn ich fürchte, Mister Illings kommt in einer besonderen Mission, die sich gegen die Bonatos richtet und so sehr ich auch alle Ursache habe, meinen Verwandten zu zürnen, so mag ich doch nicht diejenige sein, die sie gewissermaßen verrät.“

„Von Verrat kann doch gar keine Rede sein. Wer solche Leute in ihrem Tun unterstützt, macht sich ja mit schuldig. Was gibt's?“

Ein Hotel-Boy erschien in der Tür: „Mister Illings wünscht den Damen seine Aufwartung zu machen.“

Ein kaum unterdrückter Schrei kam von Dagmar Sundvalls Lippen. Mit einigen hastigen Schritten eilte sie zur Tür, dann aber blieb sie stehen, beide Hände dem Eintretenden entgegenstreckend.

Mister Illings in tadelloser Besuchstvoilette, wie ihn Dagmar noch gar nicht gesehen, neigte sich tief über die weißen Hände der schönen Frau.

„Verzeihen Sie, entschuldigte er sich, „daß ich erst heute komme, aber wichtige Vorkommnisse hielten mich leider gestern zurück. Ach, meine kleine Freundin“, wandte er sich mit einem leisen Lächeln an Ethel, die in der Mitte des Zimmers wie angewurzelt verharrete und nicht wußte, ob sie gehen oder bleiben wollte. „Wollen Sie mir nicht auch ein Händchen geben? So ist's recht. Ich glaube, Sie sind noch gewachsen“, und „wie schön Sie geworden sind“, wollte er hinzusehen, verschluckte aber die Worte und murmelte etwas, wie wohlansiehend er sie fände.

„Lieber Mister Illings“, scherzte sie, „mit den Komplimenten will es, so scheint es mir, noch immer nicht recht gehen. Kommen Sie her und nehmen Sie zuerst eine Tasse Tee, den meine liebe Ethel mir immer so köstlich bereitet, und dann erzählen Sie.“

Illings ließ sich aufatmend in einen tiefen Sessel gleiten und nahm dankend aus Ethels schlanken Händen die gefüllte Teetasse.

Wie wohliges Behagen überkam ihn das Walten eines erlebten Geschmackes, die wundervollen Blumen in Schalen und kostbaren Vasen, die in verschwenderischer Fülle das Gemach durchdufteten, verliehen der nüchternen Ele-